



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Die Religionsgespräche von 1540 und der Fall des Landgrafen von Hessen

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

Die Religionsgespräche von 1540
und der Fall des Landgrafen von Hessen

Für uns liegen die theologischen Verhandlungen der nächsten beiden Jahre ohne Bruch in der bisherigen Richtung der kaiserlichen Politik. Noch sind sie keine Irreführung, auch nicht bloß ein Mittel zum Zeitgewinn, sondern genau so wie 1530 zu Augsburg durchaus Selbstzweck. Eine andere Frage bleibt natürlich, ähnlich wie bei dem so lange gepflegten Konzilsplan, wie weit und wie lange sich der Kaiser Illusionen hingegeben hat in bezug auf die Durchführbarkeit seiner Mittel. Er selbst sollte erst nach und nach Einblicke gewinnen in die Tiefe der Gegensätze, die ihm in den letzten Jahren durch die loyale Haltung der protestantischen Fürsten verdeckt waren.

Ein gebildeter Theologe und genauer Kenner der deutschen Verhältnisse, wie der Nuntius Morone am Hofe König Ferdinands, und mit ihm ein Teil der maßgebenden Persönlichkeiten an der römischen Kurie, wie der Kardinal Aleander, hielten die Religionsgespräche für aussichtslos, ja im Sinne des kirchlichen Lehramts für entwürdigend. Sie taten alles, ihr Zustandekommen zu verhindern und die begonnenen Gespräche zu verschleppen. Auch auf der Gegenseite gab es die radikal ablehnende Meinung von der Unvereinbarkeit des Gegensatzes, und wir wissen heute, nicht nur aus dem Verlauf der deutschen Reformation, sondern schon aus ihren tieferen kirchenpolitischen Voraussetzungen, daß es sich damals in der Tat um viel mehr handelte, als um einzelne dogmatische Meinungsverschiedenheiten. Unter den Zeitgenossen aber gab es genug ernsthafte Theologen, die sich der gemeinsamen christlichen, ja patristischen Grundlagen bewußt blieben. So konnten in dem von Carlowitz noch zu Lebzeiten des Herzogs Georg Anfang 1539 in Leipzig abgehaltenen Religionsgespräch durch Bucer und Wicel in voller Ehrlichkeit Formulierungen des Abendmahls oder des Verhältnisses von Glauben und Werken gefunden werden, die der lutherischen Anschauung so gut genügten wie der altkirchlichen. Man hat freilich ganz richtig bemerkt, daß eine Vergleichung auf solcher Grundlage nur gelang, indem man gewisse Nebenfragen von doch entscheidender Bedeutung umging; bei der Transsubstantiation zum Beispiel die Frage der dauernden Gegenwart des Herrn in der gewandelten Hostie, unabhängig von ihrem Empfang durch den gläubigen Christen — was nicht nur tief in dogmatische Grundanschauungen und in die Bedeutung des Priestertums zurückführte, sondern auch für den Kirchenraum, den Kultus oder die Schändung der geweihten Hostie die ungeheuerlichsten Folgen haben mußte.

Die Freunde solcher Gespräche täuschten sich keineswegs darüber. Aber ihre Meinung ging dahin, zu erproben, wie nahe man sich kommen könne, und dann zu erwägen, welche unter den unverglichenen Punkten man gegenseitig tolerieren dürfe. Daß es erlaubt sei, in Fragen des Ritus, etwa des Laienfeldes oder der noch heftiger erregenden Frage der Priesterehe, entgegenzukommen, meinte man zeitweilig bis in den Schoß der römischen Kurie. Die Auffassung der Politiker aber ging noch einen Schritt weiter, insofern sie neben den Anschauungen immer auch ihre menschlichen Träger und deren weltliche Möglichkeiten im Auge behielten. Wenn es gelang, die Gegner aufzuspalten, sei es durch Aufdeckung von Meinungsverschiedenheiten unter ihnen, sei es durch Gewinnung einzelner Persönlichkeiten aus politischen Motiven, so war nicht nur die Gefahr des Augenblicks überwunden, sondern auch einer späteren Regelung vorgearbeitet. Alle diese Umstände gaben der Diplomatie um die Religionsgespräche gerade im Zusammenhang der kaiserlichen Gesamtpolitik eine eigentümlich beispielhafte Bedeutung.

Daß der Papst überhaupt in die Religionsgespräche willigte, war neben dem auch an der Kurie nicht ganz fehlenden Bestreben, das Letzte zu versuchen, eine Frucht des kaiserlichen Entgegenkommens gegen das Haus Farnese in bezug auf die Herrschaft Camerino. Aber die Mitwirkung der Kurie blieb doch eine sehr eingeschränkte. „Wenn sie Euch sagen“, hieß es in der Instruktion für Morone vom 15. Mai 1540, „die Beilegung des Zwistes dränge sehr, so antwortet: das Seelenheil dränge noch mehr.“ Nur der Papst könne geeignete Mittel durch das Universalkonzil oder als Repräsentant der universalen Kirche aus eigener Machtvollkommenheit genehmigen. „Sagt man, ohne die Beilegung der Glaubenssache sei der Friede in dieser Nation nicht herzustellen, so antwortet: dann müsse man andere Wege suchen“ — was unmißverständlich war. Sich selbst an der Disputation zu beteiligen, war dem Nuntius verboten; nur in seinem Hause dürfe er die katholischen Colloquenten empfangen und beraten; und auch dafür erhielt er sehr gemessene Richtlinien.

Der Kaiser bereitete sich auf die ihm bevorstehenden Entscheidungen genau so von langer Hand vor, wie König Ferdinand und die Parteien in Deutschland. Auch er durch Korrespondenzen, Beratungen und Erörterungen über die entscheidenden Punkte. Ihn beschäftigte in den Gesprächen mit seinem Beichtvater und anderen Theologen vor allem die Abgrenzung des „ewigen gegen das gesetzte Recht“, des *droit divin ou positif*; er suchte gegenüber der starren Ablehnung nach den Grenzen des Möglichen. Als dann das wegen ansteckender Krankheiten von Speyer nach dem nicht weit entfernten Hagenau

verlegte Gespräch durch König Ferdinand am 12. Juni wirklich eröffnet war, betonte der Kaiser zwar ausdrücklich, daß nichts ohne Zustimmung des Papstes geschehen solle, wirkte aber den Störungen durch Morone und die Bayern ebenso bewußt entgegen. Zum Ausgangspunkt empfahl er die bereits in Augsburg zwischen Campegio und Melanchthon beglichenen Artikel. Dazu wollten sich jedoch die Protestanten keineswegs verstehen; „sie wüßten sich nicht zu erinnern“, sagten sie. Das war nicht verheißungsvoll.

Beiderseits sah man die angesehensten Theologen. Natürlich konnte Luther selbst, so wenig wie in Augsburg, dabei sein. Auch Melanchthon nicht, wegen Krankheit. Dafür waren Cruciger, Myconius, Bucer, Osiander, Link und Blarer erschienen; auch Calvin in seiner entschiedenen Art war nicht unwichtig; er kam mit den Straßburgern. Von altkirchlicher Seite standen, schon wegen der Gegenwart Ferdinands, seine eigenen Theologen Faber und Nausea und der von ihm herangezogene Cochlæus im Vordergrund; daneben natürlich Eck von Ingolstadt. Indessen, zur eigentlichen Arbeit war man noch nicht gekommen, als Verlegungsvorschläge auftraten, denen man nachgab. Und doch war es nicht umsonst gewesen, daß Theologen und Politiker einmal in die erste Fühlung traten und die Art eines solchen Vorgehens erörterten. Die Verlegung geschah nach Worms zum 20. Oktober.

Ferdinand war durch dringende Nachrichten in seine Erblande abgerufen. Er reiste zur rechten Zeit, da am 21. Juli Johann Zapolya gestorben war, dem er nach dem Vertrag von Großwardein in Ungarn nachfolgen sollte. Leiter der Gespräche blieben Kurpfalz, Bayern und der Bischof von Straßburg; für Trier rückte Mainz ein. Die Fürsten ließen sich durch ihre Räte und Kanzler vertreten. Der Kaiser aber sandte dieses Mal seinen ersten Rat, Nicolaus Perrenot, Herrn von Granvelle, und betonte dadurch seinen ganz persönlichen Anteil. Für uns tritt damit der bisher vornehmlich im diplomatischen Dienst bewährte Staatsmann in den Vordergrund der deutschen Geschichte. Er war Diplomat geblieben und gab auch den Wormser Verhandlungen durch kluge Regie und unermüdlischen Fleiß einen gewissen äußeren Erfolg. Die Lage des Kaisers, aber auch der Zufall wollten es, daß besondere Umstände ihn in seiner Auffassung von der Ersprießlichkeit einer vorwiegend politischen Behandlung der Dinge bestärkten.

Der Kaiser hatte Anfang Oktober unter dem Eindruck des raschen Abgleitens der französischen Freundschaft zwei wichtige Maßnahmen getroffen, die zwar in gewissem Sinne nur hinhaltend waren, ihn aber um so empfänglicher machten für neue Verbindungen oder Sicherungen. Am 2. Oktober

war er entsprechend seinem politischen Testament von 1539 an die vornehmsten Herren der Niederlande mit der schwerwiegenden Frage herangetreten, was ihnen besser schiene, den Prinzen Philipp, natürlich in der Hoffnung auf männliche Nachkommenschaft, zum Herrn zu haben, oder mit dessen Zustimmung die Infantin Maria, die dann mit dem zweiten Sohne des römischen Königs verheiratet werden sollte. Die Herren scheinen ihm freie Hand gelassen zu haben.

Aber unabhängig von dieser Erörterung belehnte der Kaiser am 11. Oktober 1540 den Prinzen bereits mit Mailand — vielleicht in Erinnerung an eine Bemerkung Gattinaras, aber doch nicht in dessen Sinne, sondern im Zuge der neuen rein dynastischen Politik, die er nun auch ohne Frankreich betrieb. Nach dieser Vorbereitung kassierte er am 28. Oktober zu Brüssel „in Ansehung der Veränderlichkeit aller Dinge“ das eben erst aufgesetzte Codicill von 1539. Er sagte, der König von Frankreich stelle für die damals in Aussicht genommenen Ehen so unerhörte Bedingungen, daß sich aus ihrer Annahme nur größere Unzuträglichkeiten ergeben müßten. Deshalb habe er unter Zuziehung der Großen des Landes diese Pläne aufgegeben und die Entscheidung über die spätere Regierung hinausgeschoben — bis auf Mailand, das in den Händen eines nicht ganz zuverlässigen Fürsten dem Reiche verloren gehen könnte, da doch alle Länder, besonders Castilien und Aragon, dafür so große Opfer gebracht hätten; deshalb habe er mit Mailand den Prinzen Philipp investiert. Das war Liquidation der Vergangenheit und folgenschwere Vorbereitung der Zukunft, ein Hinüberschieben der Gewichte nach Spanien.

Für die Gegenwart aber schien etwas anderes noch bedeutungsvoller. War der Landgraf von Hessen vor Jahresfrist durch Naves an die Königin Marie herangetreten, dann durch den Erzbischof von Lund an den Kaiser und im März zu Gent erneut durch seinen Gesandten Siebert von Löwenberg, so bot er jetzt unter den üblichen Vorwänden von Anträgen und Bitten in Landes- sachen noch dringender und vertraulicher dem Kaiser durch Granvelle seine Dienste an. Granvelle befand sich bereits auf der Reise nach Worms in seiner Heimat Ornans, und der Kaiser beauftragte Cornelius Schepper mit der vorläufigen Behandlung dieser sehr delikaten, aber aussichtsreichen Angelegenheit. Aus Scheppers Berichten an Granvelle mit ihren Beilagen wissen wir das Nähere; die Marburger Akten bestätigen ihre Zusammenhänge.

Der Landgraf fühlte sich wegen seiner am 4. März dieses Jahres vollzogenen Doppelhehe in der größten Verlegenheit, da gerade seine Konfessionsverwandten, vor allem Kursachsen, ihn im Stiche zu lassen drohten. So wandte er sich merkwürdigerweise in demselben Augenblicke an den Kaiser, wo dieser,

wie wir wissen, seinerseits Kursachsen vom Landgrafen zu trennen hoffte. Er tat es mit dem Angebote, den bedrohlichen Machenschaften gegen den Kaiser in Deutschland entgegentreten zu wollen, weil ja Seine Majestät durch die Ankündigung des Wormser Gesprächs und des nächsten Reichstages zeige, daß sie nichts anderes wolle, als den Deutschen Ruhe und Frieden bringen. Jene Machenschaften hätten im Juli durch kursächsische Bündnisverhandlungen in Frankreich eingesetzt, um die vom Kaiser angestrebte Union im Reiche zu hindern. Er habe das bislang verhütet und werde es auch in Zukunft tun, wenn der Kaiser ihn unter Verzeihung alles dessen, was bisher geschehen sei, zu besonderer Gnade aufnehmen wolle. Dann würde er ihm sogar gegen Frankreich, die Türken, England und in Ungarn zur Verfügung stehen, nur nicht gegen Deutsche. Der Landgraf sei bereit, vertraute Räte zur Verhandlung zu senden, auch zu weiteren Eröffnungen. Er werde nicht nur alle französischen Werbungen und Praktiken hindern, sondern auf Reichstagen die Partei des Kaisers nehmen und für Bewilligungen eintreten, auch für den römischen König und zukünftigen Kaiser. Er würde dem Kaiser wohl auch dienen können in den Niederlanden, vor allem gegen Geldern.

Nichts konnte dem Kaiser willkommener sein.

Schepper notierte sich in seinen Papieren: „Am 28. Oktober, 2 Uhr nachmittags, hat mir der Kaiser aufgetragen, folgende Antwort mündlich an den hessischen Doktor zu geben“: Wegen der Anträge, auch wegen Bestätigung der Hohen Schule in Marburg, werde sich der Kaiser demnächst in Deutschland nach Gebühr verhalten. Was aber das persönliche Erbieten des Landgrafen betreffe, so sei klar, daß der Kaiser nie Grund gegeben habe zu dem Verdacht, daß er gegen christliche Fürsten, wer sie auch seien, irgendwie mit Gewalt vorgehen wolle; er habe auch jetzt nicht die Absicht. Deswegen habe er den Herrn von Granvelle mit Vollmacht nach Worms abgesandt, um für Frieden und Einigkeit zwischen den Fürsten zu wirken. Wenn also der Landgraf in seiner Ergebenheit verharre und in ein noch engeres Verhältnis zum Kaiser treten möchte, so würde er den Herrn von Granvelle auch dazu bevollmächtigt finden.

Granvelle bedankte sich bei Schepper für so reichliche Informationen in einem eleganten Humanistenbriefe noch aus Ormans. Dann begab er sich nach Worms zu dem schon ein wenig verspäteten Religionsgespräch. Von hier aus schrieb er oft und eingehend an den Kaiser, und wir sehen durch seine aufmerksamen Augen diese deutschen Fürsten und Räte sich in den Geschäften dieser Wochen bewegen, besonders die Hessen. Bei Eröffnung des Wormser Gesprächs durch Granvelle am 25. November war der päpstliche Nuntius

Tomaso Campegio, Bruder des inzwischen verstorbenen Kardinals, nicht zugegen. Aber am 8. Dezember erschien er in der Versammlung und sprach zur allgemeinen Überraschung friedlich und freundlich, beklagte die Spaltung und mahnte zur Eintracht. Die Protestanten waren auf etwas ganz anderes gefaßt und Melanchthons peinlich vorbereitete Antwort mit der Ablehnung päpstlicher Ansprüche verfehlte die Lage. Man beschloß dann schriftliche Verhandlung. Dabei ergab sich ein offenkundiger Mangel, dieses Mal auf Seite der Altkirchlichen. Die elf protestantischen Vertreter fußten einhellig auf der Konfession; von den elf Altkirchlichen aber wichen diejenigen von Brandenburg, Pfalz und Jülich-Cleve bemerkenswert von den übrigen ab. Der Kaiser schien in die Lage zu kommen, statt geschlossener Parteien, beiderseits aufgespaltene Gruppen zu finden. Denn nun wirkte sich auch die neue Haltung des Landgrafen aus. Granvelle stand mit ihm durch Räte und Theologen in ununterbrochener Beziehung.

Das Bild, das sich Granvelle von der Lage machte, war begreiflicherweise dasjenige einer geflissentlichen Annäherung einzelner protestantischer Fürsten an ihn; auf Seite der Altkirchlichen dagegen das einer unausgesetzten Folge von Schwierigkeiten. Von dem kurmainzischen Kanzler sagte man, daß er nichts ohne Held tue; bei den Bayern stieß Granvelle auf eine ausgesprochene Verschleppungspolitik. Er gewann außerdem den Eindruck, daß sich die protestantische Partei nach und nach ansehnlich verstärkte; er rechnete bestimmt mit Kurpfalz und der ganzen kurpfälzischen Familie. Auch mit Cleve. Vor allem mit Brandenburg, dessen Kurfürst klug und rührig sei, des Lateinischen gut mächtig und von Einfluß auf Luther, zu dem man durch ihn ganz gewiß Zugang gewinnen könne. Kurzum, der kaiserliche Rat sah im Sinne seines Herrn die Rollen sonderbar vertauscht: sachliche Schwierigkeiten, aber mancherlei Entgegenkommen und erst recht die politische Zukunft auf der protestantischen Seite; dagegen eine zur Zeit unerwünschte Kriegsstimmung und kühle Ablehnung der Vermittlung bei den eigenen Glaubensgenossen.

So war es ein Erfolg, daß es ihm gelang, vor und neben den beiderseits schwierigen öffentlichen Verhandlungen, wiederum mit Hilfe des Landgrafen, ein Geheimgespräch im engsten Kreise zustande zu bringen. Es kam zu eingehenden theologischen Besprechungen zwischen Bucer und Capito einerseits, Veltwyß und Gropper andererseits. Dieses Gespräch nahm in der That einen sehr hoffnungsvollen Verlauf. Bucer ist uns längst als kirchenpolitischer Vertrauter des Landgrafen bekannt. Auch von einem Straßburger, wie Capito, durfte man Sinn für die Forderungen des Tages erwarten. Neu traten Grop-

per, der sehr aufgeschlossene Theologe des reformatorisch gesinnten Kurfürsten von Köln, und Gerhard Veltwyf auf den Plan. Dieser Konvertit aus Kabe-stein, wendig und werbend, hatte in einem Jugendwerke, der Schwile tohu, der „Wanderung durch die Wüste“, in hebräischer Sprache, sogar in den gebundenen Formen alttestamentlicher Schriften, seine jüdischen Stammesbrüder offenbar aus innerer Ergriffenheit für das Christentum zu gewinnen versucht. Wie er von den Zeitgenossen unter die ersten Hebräisten gezählt wurde, so erregte er als kaiserlicher Rat in Worms doppelt das Interesse der protestantischen Theologen. Man fand sich auf neutralem, gelehrtem Boden. Veltwyf schloß sich theologisch an die Formulierungen seines niederrheinischen Landsmanns Gropper an, und man versteht, daß in den Gesprächen dieser vier, denen wohl die inzwischen auch an den Kaiserhof gerathenen Leipziger Aufzeichnungen von 1539 gute Dienste leisteten, nicht nur der beste Wille herrschte, sondern auch die Möglichkeit tragbarer Formulierungen.

Das Hauptgespräch hatte viel Umständlichkeiten. Die Redner hielten sich nicht an die ihnen zur Verfügung gestellte Zeit. Indessen auch hier gab es eine gewisse Verständigung und schließlich gute Mienen, als Granvelle vorschlug, sich mit Rücksicht auf den nahe bevorstehenden Reichstag mit dem bisher Erreichten zu begnügen.

Über den theologischen Gesprächen und in eigentümlicher Wechselwirkung mit ihnen gingen die Verhandlungen zwischen Granvelle und dem hessischen Kanzler über die „Versicherung“ des Landgrafen von seiten des Kaisers ihren Weg. Wie der Landgraf sich nicht von seinen Glaubensgenossen trennen wollte, so hielt Granvelle seinerseits daran fest, daß der Vertrag nur bedingungsweise formuliert werden könne, ohne Zugeständnisse in der Religion. Nach vielem Hin und Her war man Mitte Januar so weit, daß Verzeihung wegen Württemberg und anderer weltlicher Dinge zugesagt werden konnte. In Heidelberg, wo der Kaiser sich Anfang Februar kurz aufhielt, bekam Granvelle die Nachricht, daß der Landgraf alles billige, was sein Kanzler mit den Herren de Praet und Granvelle abgeredet habe: Zusicherung der kaiserlichen Gnade in der Erwartung guter Dienste auf dem kommenden Reichstage. Auch sonst hatte man zum persönlichen Besuch des Reichstags nicht ohne Erfolg geworben.

Zu alledem hatte sich auch am Kaiserhof die Lage insofern gebessert, als der sehr einflußreiche Kardinallegat Marcello Cervino, der zwar nicht an den Gesprächen hatte teilnehmen sollen, wohl aber ihretwegen an den Kaiserhof gesandt war und neben Alessandro Farnese gegen sie wirkte, wie so viele seiner Vorgänger sich dem starken Eindruck von der Art und von den Absichten des

Kaisers nicht entziehen konnte. Cervino war Erzieher und vornehmster Berater des Kardinalnepoten, selbst später Legat am Tridenter Konzil und Papst. Jetzt war er schon abberufen, erhielt aber auf seine Berichte einen Nachfolger, der für die jetzt in Rom geduldete Fortführung der Gespräche außerordentlich viel bedeuten sollte, den schon früher nicht ohne Mitwirkung des Kaisers dafür bestimmten Gasparo Contarini.

Regensburg 1541

Von dem zum 6. Januar 1541 nach Regensburg ausgeschriebenen Reichstage durfte man nach diesen Vorbereitungen im Sinne des Kaisers und Granvelles das Größte erwarten. Für den Ausgleich traten noch einmal die besten Kräfte auf den Plan. Die Geschichte selbst steuerte ihre wirksamsten Hilfen bei, die Hoffnung auf ein Gelingen, die man den Wormser Verhandlungen entnahm, und die Not, die den Kaiser zwang, schon im Sinne seiner kaiserlichen Autorität eine friedliche Verständigung anzustreben, da er so wenig wie sein Bruder zur Anwendung von Gewalt in der Lage war. Ferdinand stand ein neuer gefährlicher Türkenkrieg in Ungarn bevor; er belagerte vergeblich die Burg von Ofen und mußte jeden Augenblick auf einen türkischen Entsatz gefaßt sein. Dem Kaiser drohte der alte Druck von Frankreich, ganz zu schweigen von seiner immer noch nicht aufgegebenen Absicht, zum Schutz der Küsten seiner Reiche wenigstens im westlichen Mittelmeer nochmals offensiv vorzugehen, und zwar sobald als möglich.

Ärgerlich, daß sich nun doch alles aufreibend in die Länge zog.

Der Kaiser kam aus den Niederlanden über Speyer, wo er — gleich einem Friedensgeläut am Vorabend großer Tage — die Aechtserklärungen gegen Goslar und Minden, ebenso die schwebenden Kammergerichtsprozesse gegen die Protestanten suspendierte. Schon in Heidelberg festlich aufgenommen, erfreute er auch die protestantische Reichsstadt Schwäbisch-Hall durch gnädigen Besuch. In Nürnberg und am 23. Februar in Regensburg zog er großartig ein, für seine Person freilich im Gegensatz zu früher in schlichtem schwarzen Gewand. Er bedurfte nicht mehr des jugendlichen Gepranges.

In der Stadt merkte man noch nicht viel vom Reichstage. Nur die Herzöge Ludwig von Bayern und Heinrich von Braunschweig warteten dem Kaiser auf. Einige Tage nachher erschien Herzog Wilhelm mit Gemahlin. Karl war in